Preis der Einzelnummer 1 Rbl.

Kaukasische Post

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle (vorübergehend): Michael-Str. Nr. 89, im Magazin von G. Frick (vormals E. Auffermann). Sprechstunden: 10—12 vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Erscheint 2-mal wöchentlich:
am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 18 R. 50 K. für 2 Mnte. Anzeigen: die 3-mal gespaltene Kleinzeile auf der ersten Seite 1 Rbl., auf der 4. Seite — 70 Kop.

Nr. 33. Tiflis, den 1. Mai 1919. 11. Jahrgang.

Sonnabend, den 3. Mai 1919,
im Lokale der Deutschen Schule:

Vortrag von Herrn **M. Jaekel,**
Dipl.-Ing. und Oberlehrer am deutschen Realgymn. zu Tiflis,
über die

Bebauung des Gemeindelandes,
vom wirtschaftlichen und künstlerischen Standpunkte,
mit nachfolgendem Meinungsaustausch bei einer

„TASSE-TEE".

Eintritt frei. — Anfang 7 Uhr abends.

Doktor Hamm
ehml. Arzt am deutschen Krankenhause in Tiflis
empfängt Kranke tgl. von 11—2 und 4—6.
Adresse: Тифл. Великокняжеская ул. 57 (уг. Мечниковск. ул.). Тел. 17-34. 10—10

Gesucht
wird ein deutscher Junge von 14—15 Jahren als Laufbursche für ein deutsches Kontor. Offerten sind an die Redaktion der Kauk. Post zu richten. 2—2

Deutschland am Vorabend der Entscheidung.

Am 10. 4. hatte die deutsche Nationalversammlung in erdrückender Mehrheit die feste Überzeugung ausgesprochen, daß die republikanische (deutsche) Regierung nur in einen solchen Frieden willigen werde, der eine Verständigung und Versöhnung als Grundlage hat, einen Frieden aber, der das deutsche Volk und die gesamte Menschheit um ihre Gegenwart und Zukunft brächte, ablehnen werde.

Hiervon ausgehend, hat Präsident Ebert in seinem Oster-Glückwunsch-Telegramm an die Nationalversammlung diese Überzeugung als den „unbeugsamen Willen des deutschen Volkes" bezeichnet, der für die republikanische (deutsche) Regierung unter allen Umständen verbindlich sei; daß dem allen so würde, wäre jedoch zu bezweifeln, solange diejenigen, von denen es abhängt, den Frieden zu geben, sich von Gefühlen der Mißgunst und Rache leiten lassen und die deutsche Nation durch die Hungerblockade d. h. die der Nordseehäfen, und die Bedrohung ihrer Existenz selbst zur Verzweiflung bringen. Schon vor fünf Monaten seien deutscherseits die Grundsätze des Friedens durch Annahme der feindlichen Bedingungen festgesetzt worden. Auch hätten die Deutschen die schweren Bedingungen des Waffenstillstands erfüllt. Obgleich sie soweit bereits entwaffnet seien, bei fast völliger Vernichtung ihres wirtschaftlichen Wohlstands, würden alle Beschränkungen seitens der Verbündeten aufrecht erhalten und nicht einmal die in Gefangenschaft schmachtenden deutschen Krieger befreit! Dieser Umstand bedeute aber soviel wie Fortsetzung des Krieges und laste auf dem deutschen Volke schwerer, als jemals eine Nation bedrückt worden sei. Die Deutschen hätten — mit einem Wort — alles getan, was zum Abschluß des Friedens und zur Entlassung des deutschen Volkes aus der grausamen Marter hätte führen sollen. Die Verantwortung für die Fortsetzung des gegenwärtigen Zustandes, unter welchen nicht nur die Deutschen, sondern auch das übrige Europa und schließlich die ganze Welt seufzen, falle auf die Gegner. Noch sei es Zeit für sie, hierüber nachzudenken. — Freilich könne weder an Frieden, noch an Brot, noch an Arbeit, noch an die Schaffung eines neuen Deutschlands gedacht werden, solange im Innern des Landes Teile des eigenen Volkes fortfahren, einen Kampf zu führen, der das ökonomische und soziale Leben gänzlich zu ruinieren drohe, oder schon stark ruiniert habe. Das Bestreben der Massen, die Menschlichkeit wiederherzustellen, kann nicht als Entschuldigung für ein Häuflein von Personen dienen, die der Weiterentwicklung der deutschen Republik als solcher Hindernisse in den Weg legen. Das neue Deutschland müsse mit aller Macht in einen sozialen Staat verwandelt werden. Die Vertreter der Interessen des ökonomischen und sozialen Gebiets müßten beständigen Einfluß auf das staatliche Leben des Landes haben. Die Aufmerksamkeit der Regierung sei namentlich hierauf gerichtet, weil das neue Deutschland nicht durch einen entschiedenen Sprung in das Ungewisse, der einem Sprung in den Abgrund gleichkäme, geschaffen werden könne. Die bolschewistische Diktatur des kleineren Teiles des Proletariats würde in einigen Monaten das Wirtschaftsleben Deutschlands vernichten.

Nun dauert aber der innere Kampf unentwegt fort, indeß die deutschen Bevollmächtigten sich anschicken, in Versailles die leidigen Friedensvorschläge der Feinde entgegenzunehmen. Mit bangen Erwartungen sieht jeder Deutsche der nächsten Zukunft entgegen. Aber auch die übrige Welt ist in Erwartung der kommenden Dinge. Düsteres Gewölk ballt sich am politischen Horizont zusammen. Ein schweres Gewitter scheint heraufzuziehen. Wird es sich entladen in Donner und Blitz, schrecklicher denn je, oder wird ein heftiger Sturmwind unerwartet es vertreiben? Man fühlt ordentlich das Walten der Geschichte; die größte Krisis des Weltkrieges ist angebrochen.

Inland.

Der Ministerpräsident N. N. Shordania empfängt am Montag und Donnerstag, von 12—2 Uhr vormittags. Die Anmeldungen zum Empfang werden präzise 12 Uhr abgebrochen.

Am 27. 4. hat im Ministerium des Auswärtigen die erste Sitzung der Konferenz der transkaukasischen Republiken stattgefunden. Anwesend waren Abordnungen der Republiken Georgien, Armenien und Adjerbeidjan, mit den Herren Gegetschkori, Tigranjan und Chan-Chosiski an der Spitze. Die Delegierten der Bergvölker-Republik waren noch nicht eingetroffen. Die Sitzung eröffnete Gegetschkori mit einer kurzgehaltenen Begrüßungsrede, in welcher er die Hoffnung äußerte, daß die in so schwerer und verantwortlicher Stunde zusammengetretene Konferenz es ermöglichen werde, sich bis zur Höhe der Grundlebensinteressen aller Völker des Transkaukasus zu erheben und die gemeinschaftliche Sprache zu finden, um die größmöglichste Annäherung dieser aneinander im Namen der allgemeinen Aufgaben der Völker Transkaukasiens zu erzielen. Nach den ungefähr in demselben Sinne gehaltenen Begrüßungsreden der beiden anderen genannten Abgeordneten schritt die Konferenz zur Feststellung ihres Arbeitsplanes.

Der 1. Mai gilt auch in Georgien als Feiertag. Große Aufzüge und Demonstrationen sind zu erwarten.

Das Mitglied der Gründungsversammlung N. Tschichadse ist am Flecktyphus gestorben.

Ausland.

In München haben seit dem Siege der Kommunisten über die sozialistische Regierung und der Flucht dieser letzteren nach Bamberg die Unruhen eigentlich gar nicht aufgehört. Nun meldet die Georgische Telegr.-Agentur, daß der Zustand in der bayrischen Hauptstadt sich noch verschlimmert habe. Beide Regierungen, die neue (kommunistische) und die alte, d. h. die sozialistische, nach dem Einsetzen der Revolution in Deutschland (also auch in Bayern) geschaffene Regierung bekämpfen einander mit der Waffe in der Hand. Die „rote" Armee soll 30 000 Mann stark sein, die alle vorzüglich bewaffnet sind. Außerdem soll sich hier eine große Menge bewaffneter russischer Kriegsgefangenen und Ungarn befinden. Die Bourgeoisie ist begreiflicherweise auf der Seite der alten Regierung. Die neue Regierung plant — in Anbetracht der herrschenden Lebensmittelnot — eine allgemeine Ausweisung der Bourgeoisie. Sie hat zunächst nach Bamberg mitgeteilt, daß für jeden ins Gefängnis geworfenen Kommunisten 25 Angehörige der Bourgeoisie inhaftiert werden würden. Der Ministerpräsident Hoffmann seinerseits droht damit, jeden gleich einem Mörder aburteilen zu lassen, der in dem Münchener Revolutions-Tribunal an der Fällung von Todesurteilen teilnehmen würde. Über München erscheinen unaufhörlich Aeroplane, die Aufrufe an die Bevölkerung ausstreuen, in denen die alte Regierung letztere auffordert, den Kommunisten in jeder Hinsicht Widerstand entgegenzuhalten. Ein allgemeiner Streik ist seitens der neuen Regierung unterdrückt worden, doch hat sich die Lage in München hierdurch nicht wesentlich geändert. Der Minister der nationalen Verteidigung Noske sagte dieser Tage bezüglich der Vorgänge in München, daß es sich hierbei wohl um die letzten Anstrengungen der Anarchisten handle, die Regierungsgewalt ganz in ihre Hände zu bekommen. Die deutsche Regierung sei fest entschlossen, im Falle eines Rücktritts der gegenwärtigen Regierung (Bamberg), den Kampf mit den Kommunisten energisch auf sich zu nehmen. Um München von dem roten Schrecken zu befreien, habe er bereits genügende Truppenmassen hierher beordert. Diese befänden sich unter dem Befehl eines bayrischen Generals.

In Düsseldorf (Rheinland) und Dresden (Sachsen), wie im übrigen Sachsen, gibt es ebenfalls nicht zu unterschätzende Unruhen. In ganz Sachsen ist der Kriegszustand (nach Verständigung mit der allg. deutschen Regierung) erklärt worden.

Polnische Truppen sollen bereits in einer recht beträchtlichen Zahl, man spricht von 10 000 Mann aller Waffengattungen, durch Ost-Preußen gezogen sein.

Eine englische Meldung besagt, Ungarn habe sich an die britische Mission mit der Bitte um unverzüglichen Waffenstillstand gewandt. Auch das rumänische Hauptquartier sei ungarischerseits um den Abschluß eines Waffenstillstands angegangen worden, angeblich mit dem Versprechen, die Räte zu entfernen und die Demokratie herzurichten.

Astrachan soll von den Ural-Kosaken eingenommen worden sein. Das britische Kommando in Baku will wissen, daß nächstens der direkte Dampferverkehr zwischen Baku und Astrachan wieder aufgenommen werden wird.

Sjewastopol ist von bolschewistischen Truppen eingeschlossen. Der französische Oberst Troussel erklärt, daß zu Ende des Waffenstillstands die Verbündeten die Stadt ohneweiteres endgültig räumen werden.

Bakuer Zeitungen teilen mit, daß die Krym'sche Gruppe der „Sowjet"-Truppen über die Bucht von Kertsch sich ins Kubanj-Gebiet aufgemacht und hier sogar eine Landung (bei Tamanj) ausgeführt habe.

Gerüchtweise wird von der Einnahme der Station Tichoretzkaja (Wladikakawser Bahn) durch Sowjet-Truppen aus dem Zarizyn'schen gesprochen. Von dort seien die Bolschewiki schon bis in die Nähe von Jekaterinodar vorgerückt. Vielleicht sei die Stadt auch schon eingenommen. („Nowosti Dnja").

Wan.

Bericht von „Elsi" (Baku).

(Schluß.)

Über 2 Wochen war ich nun in Wan und führte ein recht vergnügtes Dasein. Das Wetter war herrlich: tagsüber warm, abends zu Frost neigend, windstill. Trotzdem Trauben und sonstiges Obst massenhaft vertilgt wurden, war keine merkliche Abnahme, namentlich auch nicht bei den entfernteren Gärten und Feldern, zu bemerken. Fleisch hatten wir genug, auch Brot, und setzten wir alle etwas Kummerspeck an, was uns sehr wohl zu gönnen war. Mitte Oktober erhielt ich den Befehl, unverzüglich mit meiner Druhina nach Bajaset zurückzukehren. Die Sache verhielt sich nämlich so: meine Druhina war General Tsch. nicht unterstellt, sondern gehörte zu einem anderen Korps. General Tsch. wollte nun, daß ich mit meinen Leuten seinen Truppen zugeteilt würde, richtete deshalb eine entsprechende Eingabe an die höhere Instanz und erhielt eine — Absage. Das war freilich ärgerlich, diesmal aber nicht für mich. Denn nun konnte ich endlich aus dem Machtbereich des mir best gehaßten Etappen-Generals N., meines nächsten Vorgesetzten, kommen. 6 Monate war ich diesem Manne (er war ein Deutschenhasser) unterstellt und wohnte mit ihm wochenlang unter einem Dach, ohne ihn jedoch jemals mit „Exzellenz" anzureden oder überhaupt mir wohlgeneigt zu machen. Im Gegenteil, ich mied seine Gesellschaft, erwies ihm gar keine Gefälligkeiten und zeigte ihm unzweideutig, daß ich ihn haßte, wie ich ihn eben noch hasse. Auch die Mannschaft war herzlich froh, zur Druhina zurückzukehren. Mir wurde freigestellt, entweder direkt nordwärts, durch das Abaga-Tal und über den Toparis-Paß, zu marschieren oder den Weg über Persien zu wählen: durch die Kotur-Schlucht, über Choj (Stadt) nach Dhulfa, von hier mit der Bahn nach Etschmiadsin, dann über den Tschingill-Paß nach Bajaset. Ich entschloß mich für diese letztere Marschroute.

Es dürfte nun angebracht sein, anschließend einiges über die Straßen in Türkisch-Armenien zu sagen. Ich habe dieses Land in den Jahren 1915 und 1916 in mehreren Richtungen durchquert, aber nirgends eine Straße im eigentlichen Sinne dieses Wortes gefunden oder auch nur eine Verbesserung der Wege aus der Zeit vor dem Kriege wahrgenommen. Die Wege führen bergauf bergab über hohe Berge und Pässe (das Land ist stark gebirgig), über Sümpfe und Flüsse. Nur höchst selten trifft man Brücken an; die vorhandenen sind aus Stein und uralt. Man hat dort Lasten von jeher mit Kamelen, Eseln etc. befördert. Tatsächlich sind auch die Berge und Pässe für Fuhrwerke unüberwindlich, es sei denn, daß genügend menschliche Hilfskräfte zur Verfügung stehen. Der Zug über die Pässe Tschingill (vor Bajaset), Klitsch-Gaduk (nach Melasgert), Toparis (Strecke Bajaset—Wan) u. Agri-Dagh (Kagisman und Alaschkert) wird mir unvergeßlich bleiben durch die entsetzlichen Schwierigkeiten beim Übergang und die herzzerreißende Tierquälerei dabei. Den Russen gebührt das große Verdienst, während des Krieges vieles inbezug auf Wegverbesserung getan zu haben, sodaß wichtigere Strecken schon 1915 mit dem Automobil befahren werden konnten; 1916 sind sogar einige Schmalspurbahnen angelegt worden.

Während nun einerseits die Berge ein solches Verkehrs-Hemmnis sind, machen sie andererseits dies Land für Viehzucht wie geschaffen. Unten im Tale dehnen sich endlose Wiesen aus, wo des Sommers beliebige Mengen Heu für den Winter gesammelt werden können, oben — herrliche Sommerweiden. Allerorten gibt es viel und gutes Wasser. Der Boden ist von seltener Fruchtbarkeit (das Tal Alaschkert, Musch, Abaga etc.). Bei mehr Kultur, mehr Aufwand an Mühe, Veredlung der Viehgattung (die Waner-Schafe sind übrigens hochwertig) könnten ungeahnte Erfolge erzielt werden.

Der Weg, den ich gewählt hatte für den Rückmarsch aus Wan, ist uralt, als Verbindungsstraße zwischen dem reichen Wan und Nordpersien. Es ist dies eigentlich nur ein sogenannter Reitweg. Man hatte mich auf die Schwierigkeiten, insbesondere für Fuhrwerke, aufmerksam gemacht; auch daß die Gegend bis zur persischen Grenze (140—150 Werst) völlig verwüstet und total entvölkert sei. Wohl waren einige Tage vorher Etappenstellen errichtet worden; doch fehlte hier das Allernotwendigste, selbst Fleisch und Brot. Ich mußte daher darauf bedacht sein, 6—7 Tage ganz mit eigenen Mitteln durchzukommen. Zu diesem Zweck ließ ich 8 Arben herstellen (Baumaterial lag genug herum), und ein gefedertes zweirädriges Wägelchen für mich, kaufte 40 Stück Ochsen (darunter 6 große Büffel) für zusammen Mbl. 840.— (wobei mein Feldwebel mich doch sicher noch um die Hälfte beschummelt hat), und erstand Brot für sieben Tage und Viehfutter dazu. Die Nächte waren schon empfindlich kalt. Und weil uns der Weg immer höher in die Berge führen mußte, wo nachts Frost zu erwarten war, sorgte ich auch dafür, daß jeder eine Schlafdecke mit hatte. Außer den Arben hatte ich noch zwei vierrädrige Wagen, eine Feldküche und 1 Kamel zur Verfügung.

So, mit all der Habe beladen, marschierten wir bei herrlichstem Wetter am 18. Oktober los. Auf dem ersten Etappenpunkt traf ich als Kommandanten den berüchtigten Stabsrittmeisters Ch. an, der sich's auf's Plündern und Erpressen prächtig verstand. In seiner Wohnung bemerkte ich zwei Kurden-Kinder. Diese hatte er nicht etwa aus Mitleid aufgenommen, sondern um sie später als billige Arbeitskraft zu verwenden. Inbezug auf List, Habgier und Grausamkeit war ihm sein getreues Ehegespons, das ihm überall folgte, noch überlegen. — Der Weg ging natürlich immer bergauf—bergab. Doch weil es trocken war, kamen wir ganz leidlich vorwärts. Tatsächlich erwiesen sich alle Dörfer unterwegs als verwüstet und völlig entvölkert, das Bauholz der zerstörten Hütten als verbrannt oder verschleppt zum Verfeuern; auf den Etappen — nichts zu erhalten. Doch wir hatten ja alles mit. Ein Ochse nach dem anderen wurde geschlachtet (ein halber Ochse für 100 Mann), eine Arba nach der anderen verfeuert. Die Leute aßen, wie viel sie nur wollten. Morgens erhielten sie Fleischkonserven, mitunter Speck. — Schließlich, am 6. Tage, kamen wir an die Kotur-Schlucht, nahe der persischen Grenze. Jetzt sollten wir erst die Wegschwierigkeiten kennen lernen. Die Schlucht ist etwa 25 Werst lang, und durch sie fließt ein reißender Bach, besät mit großem Gestein. Der Weg durch die Schlucht zieht stellenweis hoch droben, am schwindelnden Abgrund entlang, steil bergauf—bergab. Mitunter war er bei all seiner Steilheit noch so schmal, daß z. B. die rechten Räder der Arben über dem Rand hingen: rechts ein Abgrund von 60—150 Arschin Tiefe, links eine nahezu senkrechte Wand. In solchen Fällen wurde ausgespannt, das Gepäck wersweit geschleppt, beziehungsweise auf die Ochsen verteilt, und der entlastete Wagen förmlich „auf Händen" weitergetragen. Ein Strick wurde nämlich oben am Wagen angebunden, an beiden Enden faßten genügend Hände an und preßten auf diese Weise den Wagen gegen die Wand; anderenfalls wären sicher einige Wagen abgestürzt. — Stellenweis zieht sich der Weg unten hin, besonders dort, wo beide Seiten der Schlucht von steilen Wänden eingefaßt sind. Mitunter muß dann der Bach (1—1½ Arschin tief) überschritten werden. Am ersten Tage durchquerten wir den Bach zwölfmal, was bei dem vielen großen Gestein für Fuhrwerke keine leichte Arbeit war. Ich wundere mich noch heute darüber, daß wir so glatt durchgekommen sind, was allerdings nur dem Umstand zu verdanken ist, daß die gesamte Mannschaft kräftig mithalf. Während der ganzen Reise ist übrigens Niemand krank geworden.

Vor dem Dorfe Kotur (dort die Ruine einer uralten Feste) hörte das fürchterliche Bergauf—Bergab auf. Unter

Feuilleton.

Die Urheimat der Indogermanen

Von Paul Conradi.

(Schluß.)

Ein weiteres wichtiges Zeugnis für die westbaltische Urheimat der Indogermanen ist in den megalithischen (aus großen Steinblöcken bestehenden) Grabbauten erhalten, diesen großartigen Zeugen der Kultur Europas aus der jüngeren Steinzeit. Die gewaltigen, wenig oder gar nicht behauenen Felsblöcke sind in Gestalt einer Hütte mit flachem Dach zusammengestellt. Die Zwischenräume der Blöcke sind mit kleineren Steinen vermauert. In diesen felsenfesten Steinkammern wurden die Leichen in der jüngeren Steinzeit unverbrannt bestattet und zwar in liegender oder sitzender Stellung. Neben den Verstorbenen pflegte man eine Waffe, ein Werkzeug oder ein paar Schmuckgegenstände beizusetzen, oft auch Tongefäße, die meist Speisen und Getränke enthalten haben mögen, was, wie die anderen erwähnten Grabbeigaben, für einen Glauben der nordischen Steinzeitmenschen an ein zukünftiges Leben nach dem Tode spricht. Much hat nun überzeugend nachgewiesen, daß diese Sitte, die Leichen in Steingräbern zu bestatten, im Norden entstanden ist, und daß die Annahme einer Entlehnung aus dem Oriente, die von vielen namhaften Forschern verfochten wird, nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Steingräber der späteren Steinzeit, sowohl die älteren kleineren Grabkammern als auch die jüngeren Riesenstuben, nötigen wegen ihres gleichartigen Gepräges zu der Annahme, daß sie derselben Kulturperiode angehören und aus demselben Volke hervorgegangen sind. Nun ist aber nur im Norden eine ununterbrochene Entwicklung des Gräberbaues nachzuweisen, so daß „zwischen den alten kleinen Stuben und den Riesenstuben der jüngsten Steingräberzeit keine Kluft besteht, die sie in Wesen und Form auseinanderhält; sie sind nicht nur demselben Gedanken entsprungen, sondern lassen auch ein stufenweises Fortschreiten in der Entwicklung von der ersten noch schwankenden Form des ganglosen, in der Erde vertieften oder von ihr umhüllten Baues bis zu der ausgestalteten Form der Riesenstuben erkennen, das sich auch genau dem Fortschritte ihrer Zeit anschmiegt" (Much).

Die Verbreitung des Steingräberbaues kann ferner nur durch seefahrende Völker geschehen sein, denn wenn eine Verbreitung der Steingräber von Volk zu Volk geschehen wäre, so müßte sich auf dem Kontinente ein ununterbrochener Zusammenhang der Steingräber finden; aber das Verbreitungsgebiet der Steingräber geht hauptsächlich nur als ein schmaler Saum an den Küsten weiter, ohne tief ins innere Land zu dringen, ergreift vornehmlich die Inseln und die vorspringenden Teile des Festlandes, wird vielfach durch hundert und mehr Meilen breite Strecken unterbrochen, in denen keine Steingräber vorkommen, und zeigt andererseits Steingräber enthaltende Küstenstriche von geringem Umfange, die von allen anderen völlig abgesondert und vereinsamt sind.

Fragt man nun nach der Heimat dieser kühnen Seefahrer, so wird sich wohl kein geeigneteres Land für die Entwickelung einer seetüchtigen Bevölkerung finden lassen als das an Buchten, Inseln und Halbinseln reiche westbaltische Gebiet, wo man zudem die zahlreichsten Steingräber findet*) und zwar „von ihren ältesten einfachen Anfängen bis zu den verschieden ausgestalteten Formen" (Much).

Wir werden also annehmen müssen, daß die im Süden Europas und in den angrenzenden Kontinenten gefundenen Steingräber von nordischen Völkern verbreitet worden sind, und da sich in allen Ländern, wo wir diesen Gräbertypus antreffen, die Anwesenheit indogermanischer Völker schon in sehr früher Zeit feststellen läßt, so wird ein Zusammenhang zwischen den nordischen Seefahrern und den Indogermanen wohl kaum abzustreiten sein.

Das Vorkommen von Gegenständen aus Kupfer oder Bronze in den Steingräbern des Südens, während in denen des Nordens nur Steingeräte auftraten, wodurch sich viele Forscher zu der Annahme einer Entlehnung aus dem Orient haben verführen lassen, findet seine Erklärung darin, daß die Steingräber des Südens einer jüngeren Zeit angehören, als die der westbaltischen Länder. Die Bewegung des Gräbergedankens ist vom Norden nach dem Süden gerichtet gewesen, worauf die in den Steingräbern des Südens vorkommenden nordischen Steingeräte und ganz insbesondere der in reichlicher Menge gefundene nordische Bernstein hinweisen. Die nordischen Ankömmlinge fanden im Süden eine vorgeschrittenere metallkundige Bevölkerung und gingen allmählich — denn auch in den südlichen megalithischen Gräbern bilden Steingeräte die Regel — zum

*) Eins der ergiebigsten Fundgebiete von megalithischen Grabbauten sind die Ostseeländer. In Schleswige Holstein, Jütland und auf allen Inseln Dänemarks kommen sie in großer Zahl vor. Peterson schätzt die Zahl der megalithischen Grabbauten allein für Seeland auf 3—4000.

Leitung russischer Sappeure waren dort einige Hundert Perser beschäftigt, eine regelrechte Straße herzustellen. Wie gesagt, es ist das Verdienst Rußlands, in Türkisch-Armenien vieles für die Verkehrsverhältnisse getan zu haben.

Auf persischen Gebiet ging es schön eben. Nach vielen Monaten sahen wir wieder nicht-zerstörte Dörfer, friedliche Dorfbewohner, spielende Kinder. — In Choj wurde ein Rasttag gemacht. Groß war die Freude, als wir einige Tage später, in der Ferne, bei der Eisenbahnstation Dshulfa, den Rauch einer Lokomotive sahen. Es war keiner unter uns, der nicht mit Freuden davon gefahren wäre, ganz gleich, ob das Vaterland, das teuere, ihn noch benötigte oder nicht.

Erziehung und Leben.

Der Einfluß des Geistes auf den Körper.

Wie sehr unser Körper auf unsern Geist wirkt, das können wir täglich an uns beobachten. Wenn wir körperlich ermüdet oder gar krank sind, dann will auch der Geist nicht arbeiten. Und wenn wir so recht gesund und frisch sind, dann ist auch der Geist willig und leistungsfähig. Körperlich kranke Leute haben auch nicht selten einen kranken Geist — der Geist ist eben wie ein Mensch, der ja doch auch in seiner ganzen Stimmung von der Wohnung beeinflußt wird, in der er sich den ganzen Tag aufhält.

Auf der anderen Seite aber haben wir doch auch beobachtet, welche gewaltige Macht der Geist über den Körper haben kann: wie Männer und Frauen in den höchsten Lebensjahren mit gebrechlichem Körper täglich strahlen von Frische und Klarheit des Geistes: wie Schwerkranke in heiterer Geduld ihr Leid ertragen und sogar beständig noch für andere denken und sorgen. Und haben wir nicht auch an uns schon sehen können, wie ein starker Wille den ermüdeten Körper noch weiter zur Dienstleistung gezwungen hat, auch wenn die Kraft schon ganz erschöpft schien?

Wunderbar ist es auch, wie oft eine einzige gute Nachricht einen Kranken heiter stimmen und ihn alle Schmerzen vergessen machen kann — wie überhaupt die Freude auf den Körper wirkt. Ferner ist es ja auch bekannt, daß die Hauptsache bei einem Arzte ist, daß er das volle Vertrauen des Patienten hat — der Glaube an den Arzt hat oft schon mehr zur Linderung der Schmerzen und zur Heilung beigetragen als die Mittel, die er dem Körper verordnete.

Woher das wohl kommen mag? Zu einem großen Teil gewiß davon, daß unsere ganze Stimmung einen großen Einfluß auf den Gang unseres Blutes ausübt und schon dadurch oft Stockungen im Körper „fortspülen" kann. Dann aber auch durch den uns noch sehr verborgenen Einfluß der Nerven auf alle unsere Organe. Den stärksten Einfluß aber auf die Nerven hat der Geist. Wir wissen ganz gut, wie wir uns gehen lassen können in der Schreckhaftigkeit und in weichlichem Nachgeben an allerhand körperliche Zustände — und daß ein festes Kommandowort des Geistes genügen würde, um sofort alles in Ordnung zu bringen.

Wie sehr man durch den festen Willen, nicht krank zu werden, und durch ruhige und tapfere Seelenstimmung wirklich Ansteckung und Erkrankung verhüten kann, das ist ebenfalls bekannt. Bei großen Epidemien werden diejenigen am ersten krank, welche die meiste Angst haben. Wenn man z. B. in fliegender Zugluft sitzt und plötzlich denkt: „Um Gotteswillen, jetzt habe ich sicher einen Katarrh", so hat man gewiß Recht, denn die Angst zieht alle Blutgefäße zusammen, das Blut stockt und geht langsamer, und so kommt es, daß die Widerstandskraft des Körpers reißend schnell heruntergesetzt wird, und jede Art von Erkrankung leichten Eintritt hat.

Es gibt gar nichts Wichtigeres für den Menschen, als daß er so früh wie möglich lernt, von der Macht seines Geistes über den Körper ausgiebigen Gebrauch zu machen, und den Körper einfach an Gehorsam zu gewöhnen. Wenn man später von jeder körperlichen Schwäche und Verstimmung abhängig ist und sich und anderen damit die Laune verdirbt, dann verwünscht man es, daß man sich immer gehen ließ in der Jugend — aber dann hat der Körper sich die Nerven meist schon so untertan gemacht, daß es zu spät ist.

Heiter und lebendig bei starkem Kopfweh und Zahnschmerzen bleiben, nicht jeder Ermüdung nachgeben, gerade und fest bei Tische sitzen, auch wenn man umfallen möchte, fest auftreten beim Gehen, wenn man schleichen möchte, sich keinerlei Gejammer erlauben, sich nicht gegen Kälte verweichlichen, schlecht schmeckendes Essen mit Heldenkraft herunterschlucken, nicht gleich jedem kleinen Unwohlsein Gehör schenken — damit erobert man sich seine Freiheit und kann etwas tüchtiges in der Welt vollbringen.

(Dr. Fr. W. Foerster: „Jugendlehre").

Aus dem deutschen Leben.

Dem uns durch Herrn Theodor Hummel (Helenendorf) liebenswürdigst, zwecks Benutzung für unsere Zeitung, zugestellten Januarheft (des laufenden Jahres) der „Mitteilungen des Deutschen Ausland Instituts" entnehmen wir nachstehende, auch unsere Leser voraussichtlich interessierende Abschnitte:

Die notleidenden Deutschen in Wolhynien.

Im Namen und Auftrag des Luzker Kirchspiels veröffentlicht Pastor Loppe einen Aufruf. Er sagt darin über das Kriegsschicksal der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Wolhynien, daß sie etwa 250 000 Seelen umfaßte, die einen fruchtbaren Landstrich von 400 Kilometer Länge und 100 Kilometer Breite besiedelten. Der westliche Teil Wolhyniens, bestehend aus den Kreisen Wladimir, Kowel, Luzk, Dubno, Kremenez, bildete im Jahre 1913 einen kirchlichen Amtsbezirk mit fast 70 000 Seelen, zwei schönen großen Kirchen und über 120 Schul- und Bethäusern. Beim Herannahen der deutschen Truppen erteilte der russische Oberbefehlshaber den Befehl zur Vertreibung aller Deutschen, der rücksichtslos durchgeführt wurde. Seelsorger, Lehrer und Gemeindevorsteher wurden in Gefängnisse geworfen, die Ansiedler selbst mußten unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe fliehen. Nahezu die Hälfte der Vertriebenen starben auf dem Wege von Polen nach Sibirien unter unbeschreiblichen Leiden an Seuchen, Hunger und Kälte. Die Wege sind zur Rechten und zur Linken von Grabhügeln ohne Kreuz besät, unter denen Leichen deutscher Verbannter liegen. Diejenigen, die noch lebendig nach den russischen Staatsumwälzungen des Jahres 1917 zurückkehrten, fanden an der Stelle ihrer ehemals blühenden Wohnstätten kampfzerwühlte und schlachtenzerstampfte Gegenden. Ein großer Teil kehrte mit Hilfe des Berliner Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer nach Deutschland zurück, um hier ein Unterkommen zu finden. Infolgedessen ist die Zahl der gegenwärtigen Gemeindemitglieder in den genannten fünf Kreisen auf 7000 zusammengeschmolzen. Ihre wirtschaftliche, kirchliche und geistige Notlage ist groß. Die große Kirche in Rozyszcze ist zerschossen und ausgeraubt, die neue Kirche in Luzk, deren Orgel zerschlagen und deren Altarraum zerstört ist, ist nur notdürftig wieder hergestellt, von den 120 Bet- und Schulhäusern sind nur wenige übrig, keines konnte in Gebrauch genommen werden, weil weder Schulmittel noch Möbel vorhanden sind. Pastor und Organist haben keine Wohnung und keine Unterhaltmittel. Das Luzker Kirchenpersonal ist auf Nebenverdienst angewiesen, um nicht zu verhungern. Die Zahl der wilden Ehen, der ungetauften Kinder, der unkonfirmierten Jugend mehrt sich, weil die Verkehrsverhältnisse die Tätigkeit des Geistlichen erschweren. Die Kirchenkonferenz zu Prischib beschloß deshalb dringende Hilfe an alle Deutschen zu richten, um Opfergaben zur Hilfe der sehr notleidenden Deutschen in Wolhynien zu erhalten.

Der Deutsche Verein in Wilna.

Der Deutsche Verein in Wilna mußte bei Kriegsausbruch geschlossen werden. Er teilte damals das Schicksal aller deutschen Vereine auf Rußlands Boden. Im Sommer 1918 begann er dann wieder seine Tätigkeit auf Grund seiner alten Satzungen, die aber den Anforderungen der Jetztzeit wenig mehr entsprechen, weil sie meist nur auf den Ton der Geselligkeit gestimmt sind, andere Ziele durften ja unter russischer Herrschaft im Nord-Westgebiete nicht verfolgt werden. Am 6. Dezember sind nun die Änderungen und Erweiterungen der Satzungen bestätigt worden, die es dem Vereine gestatten, seine Hoffnung auf die Zukunft etwas weiter zu stecken. Er plant nun die Begründung von Zweigvereinen in Litauen, als die im Augenblick notwendigste Aufgabe, deren Ausführung keinen Aufschub erduldet. Der Zusammenschluß aller Deutschen in Litauen zum Schutze ihrer völkischen, kulturellen und wirtschaftlichen Interessen und zur Erhaltung der von der deutschen Verwaltung ins Leben gerufenen deutschen Schulen, des weiteren zur Begründung einer dauernden deutschen Zeitung, soll vom Deutschen Verein in Wilna aus gefördert werden, und es soll auch eine politische Vertretung der deutschen Minderheit in Litauen erstrebt werden, die namentlich die kulturellen Erfordernisse der Deutschen bei der neuen litauischen Regierung unterstützen kann.

Der Deutsche Klub in Lausanne*).

Unsere kleine deutsche Kolonie ist nie so stark geworden, daß eine leichte und mühelose Entfaltung und Behauptung eines Unternehmens, wie es der Zusammenschluß geeigneter Persönlichkeiten zu einem Klub schließlich doch darstellt, möglich gewesen wäre. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, namentlich infolge der Haltung eines Teiles unserer Landsleute, die mit dem zwar verständlichen, aber nicht unbedingt zu billigenden Vorsatze hieherkommen, sich so rasch als möglich Sprache, Sitten und Gebräuche der Eingesessenen zu eigen zu machen und sich dem Leben derselben einzuordnen, und die aus diesem Grunde der Berührung mit ihren Heimatgenossen nach Möglichkeit aus dem Wege gehen.

Trotz dieser Hemmnisse haben wir in Lausanne seit 1897 einen Deutschen Klub. Noch bevor sich, nach dem Beispiel größerer Kolonien, ein Deutscher Hilfsverein gegründet hatte, bestand eine deutsche „Kegelgesellschaft", in der übrigens auch bald mehr, bald weniger Deutschschweizer mitwirkten und auch heute noch mitwirken. Im Hilfsverein traf sich dann im Laufe der Jahre so ziemlich alles Deutschtum. Wie anderswo, hat er sich neben der Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe bemüht, auch geselligen Bedürfnissen der Kolonie zu genügen. Unter seinem Schutze wurden monatliche Zusammenkünfte mit Vorträgen, Weihnachtsfeiern und Kaisergeburtstagsfeiern veranstaltet, an denen auch deutsche Pensionatsmädchen und Studenten oft teilnahmen.

Ein kleiner Klub war also da, es war aber mehr eine gemütliche Samstag-Abend-Gesellschaft, die in irgend einem Gasthofe ihren Stammtisch besaß und an demselben zur Pflege zwangloser Geselligkeit zusammentraf.

Nach kaum vierjährigem Bestande mußte aber diese kleine Gesellschaft zeitlich aufgehoben werden. Erst Ende 1908 gelang es den dankenswerten Bemühungen des damaligen Vorsitzenden des Deutschen Hilfsvereins, den Deutschen Klub aufs neue aufleben zu lassen. Ein Hauptteil der Mitglieder waren dieselben wie in früheren Jahren, und wie früher verlegte diese Samstaggesellschaft ihren Skat und ihr Billardspiel von dem Gesellschaftszimmer des einen Café in das eines anderen.

Eine einschneidende Wendung trat ein, als man eigene Räume in einem im Umbau begriffenen Gasthof, dem Hotel Central-Bellevue, mieten konnte und als der Kaiserliche Konsul sich der Sache annahm und so ziemlich alles, was als Mitglied für den Klub in Betracht kommen konnte, für denselben gewann. Der Klub besaß sein Billard und sein Schreibzimmer, einen größeren Versammlungsraum, seine Zeitungen usw. Die Räume waren einfach aber gediegen von einem Klubmitglied, dem der Umbau des Gasthauses übertragen worden war, ausgebaut worden. Der Klub stellte seine Räume auch dem Deutschen Hilfsverein und der Studentenvereinigung „Germania" für ihre Veranstaltungen und Sitzungen zur Verfügung, und entwickelte sich bald reges Leben, das stärkend auf den Zusammenhalt der Kolonie gewirkt hat. Der Konsul war regelmäßiger Gast, auch den deutschen und bayerischen Gesandten konnte der Klub begrüßen.

Leider wechselte der Besitzer des Gasthofes kurz vor Ausbruch des Krieges, und die neuen Besitzer wollten durchaus den Kurs ändern. Die Verhältnisse hatten sich in der Westschweiz schon sehr zu unseren Ungunsten zugespitzt und als der Krieg ausgebrochen war, konnte an eine Verständigung mit dem Verwaltungsrat der Gesellschaft nicht mehr gedacht werden. Beim Mangel an geeigneten Räumen in Lausanne blieb dem Deutschen Klub nichts an-

*) In der französischen Schweiz, am Genfer See, belegen.

Die Schriftleitung.

Gebrauche der Metalle über, hielten aber an den aus ihrer Heimat mitgebrachten Begräbnisbräuchen fest und übertrugen sie auf die einheimische Bevölkerung, von welcher sie in die Metallzeit hinübergenommen wurden. „Man kann ohne Bedenken zugeben, daß der Gräberbau der nordischen Ankömmlinge da und dort von der einheimischen Bevölkerung wirklich übernommen und beibehalten worden ist, als jene längst in dieser aufgegangen oder das Land verlassen hatten oder aufgerieben waren. So liegen die in nordafrikanischen Steingräbern gefundenenen Sachen zeitlich weit auseinander, so daß man meint, daß manche dieser Bauten entweder gar keine Gräber sind oder daß Nachbestattungen vorgenommen wurden. Es kann aber, wie bemerkt wurde, der Brauch auch fortgedauert haben, da nicht anzunehmen ist, daß alle Völker ihn gerade mit dem Eintritt des Metalls aufgegeben haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man im nördlichen Afrika noch in unserer Ära Steingräber gebaut hat, da man beobachtet haben will, daß dort auch römische Inschriftsteine zu ihnen verwendet worden sind; in Indien bauen die wilden Khasier noch heute Steingräber und so auch Eingeborene auf Madagaskar." (Much).

Aus diesen Gründen stammen nicht alle Steingräber aus der gleichen Zeit und nicht alle dürfen den Indogermanen zugeschrieben werden.

Auf Grund der mitgeteilten sprachwissenschaftlichen geschichtlichen und durch die Altertumskunde ermittelten Tatsachen kommen wir daher zum Schluß, daß die alte Lehre von der Einwanderung unserer Vorväter aus Asien aufgegeben und als Heimat der Indogermanen das nordwestliche Europa bezeichnet werden muß.

deres übrig, als bis auf weiteres in den einzigen Gasthof, der von einem gesinnungstreuen Deutschen gehalten wurde, in das Hotel Jura-Simplom, überzusiedeln.

Doch bald machte sich wieder das Bedürfnis geltend, in eigenen vier Wänden zu hausen, namentlich da die feindliche Stimmungsmache mit Ausbruch des Krieges Formen annahm, die es vielen unserer Landsleute oft überaus schwer gemacht hat, ihre Ruhe und Haltung zu bewahren und sich nicht angesichts der Tag für Tag sich wiederholenden und erneuernden Verleumdungen, Anschuldigungen und Beleidigungen unterkriegen zu lassen. Man brauchte zur Stärkung der eigenen Landsleute einen eigenen Klub. Spenden aus der Kolonie, ein namhafter Beitrag der Deutschen Regierung und große und kleine Beiträge einer Anzahl deutscher Handelsfirmen halfen auch über die geldlichen Schwierigkeiten hinweg.

Mitte 1918 konnten die neuen Räume ihrer Bestimmung übergeben werden. Sie umfassen außer den eigentlichen Klubräumen die Kanzlei für den Deutschen Hilfsverein und die Deutsche Handelskammer, Nebenräume für den Wirtschaftsbetrieb des Klubs und die Wohnung für die Wirtschafterin.

Seit Aufhebung der behördlichen Maßnahmen zur Bekämpfung der inzwischen stark aufgetretenen Grippenseuche hat sich in den neuen Räumen ein lebhafter Verkehr entwickelt. Besonderen Zuspruchs erfreut sich namentlich auch das Lesezimmer des Klubs, in dem gegenwärtig nahezu fünfzig deutsche und schweizerische Zeitungen ausliegen. Auch die Bücherei, die freilich noch in bescheidenen Anfängen steckt, wird stark beansprucht. Der Klub beabsichtigt ferner eine ständige Kinematographeneinrichtung zu erstellen, die ihm erlauben würde, die Kolonie nach Möglichkeit deutsche Films, welche für das Auslanddeutschtum von Interesse sind, in regelmäßigen Zwischenräumen vorzuführen.

Ein deutscher Freistaat in Ungarn.
(„Republik Hienzenland".)

Das „Neue Wiener Journal" meldet: Sämtliche 309 deutschen Gemeinden der Komitate Oedenburg, Wieselburg, Eisenburg und Preßburg haben sich zu einem neuen Freistaat zusammengeschlossen, der in wirtschaftlicher Beziehung sich nicht sogleich mit Deutschösterreich verbinden, sondern bis zur endgültigen Regelung seiner Daseinsfrage eine neutrale Stellung einnehmen wird. Die Republik Hienzenland ist am 6. Dezember in Oedenburg ausgerufen und der Minister für die Nationalitäten der ungarischen Volksrepublik Oskar Jászi in Budapest von der Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes der Deutschen Westungarns telegraphisch verständigt worden.

* * *

Der uns aus unserem Leserkreis unlängst zur Benutzung für die „Kauk. Post" freundlichst zugesandten Nummer der in Berdjansk (am Asow'schen Meer) erscheinenden deutschen Zeitung „Neueste Nachrichten" vom 12. Februar d. J. entnehmen wir folgende Mitteilung:

Deutsche Rückwanderer aus dem Nordkaukasus.

Es war am 2. Weihnachtstage des Jahres 1918, am 26. Dezember a. St. (8. Januar 1919 n. St.). Die lutherische Gemeinde in Berdjansk wartete auf die Ankunft ihres neuen Pastors, welcher auf diesen Festtag pastoralen Gottesdienst angemeldet hatte. Der schlimmen Eisenbahnverhältnisse wegen war es ihm unmöglich, zur festgesetzten Zeit einzutreffen. Dafür kam aber schon am frühen Morgen vom Hafen her die Nrchricht an den Präses des lutherischen Kirchenrates, daß 884 deutsche Rückwanderer, welche aus den zerstörten Kolonien des Nordkaukasus bis Rostow gekommen waren, per Schiff hier in Berdjansk eingetroffen seien.

Die Deputation dieser „Flüchtlinge" hatte ein Schreiben des Propstes aus Rostow, vom 17./30 November 1918 datiert, in welchem derselbe den Präses des Kirchenrates bat, behilflich zu sein, daß diese armen Leute nach der Molotschna, wohin sie für den Winter eingeladen worden seien, abgeschoben würden.

Zu bedauern ist nur, daß der Herr Probst nicht telegraphisch oder, wenn das nicht möglich war, schriftlich den Kirchenrat vorher über die Abschiebung der „Flüchtlinge" in Kenntnis setzte, denn letztere Möglichkeit lag vor, da die Dampferverbindung zwischen Rostow und Berdjansk nicht unterbrochen und vom Datum des Schreibens an (17. Nov). bis zur Abfahrt der „Flüchtlinge" (25. Dez.) über 1 Monat Frist war. Zudem müssen dem Herrn Probst doch auch die unmöglichen Eisenbahnzustände, sowie die Verhältnisse der deutschen Gemeinde hier bekannt gewesen sein, so daß auf ein längeres Verweilen der „Flüchtlinge" in Berdjansk entschieden nicht zu rechnen war, da die Seelenzahl derselben doch wenigstens 3—4 mal größer war als die der Gemeinde Berdjansk.

Es wurde nun sofort ein Komitee gebildet, an dem sich Lutheraner und Mennoniten in echt brüderlicher Weise beteiligten. Einige Herren gingen sofort zum Hafen und sorgten dafür, daß zunächst die Kinder und Frauen unter das schützende Obdach kämen. Da gerade die Weihnachtsferien begonnen hatten und man auch auf ein längeres Verweilen der Flüchtlinge nicht zu rechnen brauchte, da kurz vorher die Zustände auf der Berdjansker Bahn etwas besser wurden, so kam man bei der Stadtuprawa darum ein, daß auch einige russische Schulen zur Aufnahme der Flüchtlinge bereitgestellt würden, was dann auch geschah; die Beheizung der Räume wurde von der Uprawa verweigert. Am nächsten Tage waren alle Flüchtlinge untergebracht, wie folgt: 1) in der Alexejewer russischen Elementarschule 280, 2) in der Semstwoschule 125, 3) in der Gogoljewschen—87, 4) in der mennonitischen—83 und 5) in der lutherischen—309; im ganzen 884 Seelen. Bevor die Funktionen des Komitees sich entfalteten, brachten unsere Frauen Speisen, Kuchen und Kaffee, um die Bedauernswerten zu laben. Schon am nächsten Tage kam je eine Schule unter die Aufsicht von zwei Komiteemitgliedern. Da keinerlei namentliche Verzeichnisse von Rostow aus mitgegeben worden waren, so wurden systematische Verzeichnisse aufgestellt, die Unbemittelten genau ermittelt und ein Büro eingerichtet, um Stellengesuche etc. zu buchen und Dienstangebote zu vermitteln, wobei auch jüngere Herren tätig waren. Der ganze Apparat arbeitete exakt. Die Sammellisten brachten die Summe von 6336 Rbl. 70 Kop. ein, zu welcher später noch 3000 R. von den Landgemeinden Neustuttgart, Neuhoffnungstal und Rosenfeld kamen. Im Ganzen gingen also ein 9336 Rbl. 70 Kop., welche Summe zum Unterhalt der Unbemittelten und Abschiebung bis zur Station Halbstadt verwendet wurde. Am 3. (17.) Januar ging der erste Transport—602 Seelen — ab und die russischen Schulen wurden frei. Der letzte Transport ging aber erst nach vielen Scherereien am 24. ab.

* * *

Tiflis.

Am 1. Mai, (Donnerstag,) um 7 Uhr abends, soll im Lokale des deutschen Realgymnasiums eine Generalversammlung aller Mitglieder der dramatischen Sektion stattfinden. Tagesordnung: 1) Kassenbericht; 2) Sekretärbericht, 3) Wahl eines neuen Vorstandes. Alsdann sollen: 4) die künftige Tätigkeit der Sektion, 5) einige laufende Fragen und 6) die Schlußfeier der Saison besprochen werden. — Sehr erwünscht wäre eine recht rege Beteiligung nicht nur aller Mitglieder, sondern aller, die einiges Interesse an dem deutschen Liebhabertheater in Tiflis haben. So mancher gute Rat könnte erteilt, so manchem Mangel Abhülfe geschafft werden. Dadurch könnte die Sektion sich in Zukunft reicher entwickeln und demgemäß auch schönere Früchte zeitigen und sich höhere Kulturaufgaben stellen.

Bericht über die Einnahmen und Ausgaben am 28. März Vortrag des Herrn Pastor Miller, gehalten zu Gunsten des Frauenvereins, nebst nachfolgendem Teeabend):

Einnahmen:

Eintritt	360 Rbl.	— Kop.
Butterbrotbüfett	440 „	50 „
Teebüfett	1118 „	— „
	1918 Rbl.	50 Kop.

Ausgaben:

Anzeigen	24 Rbl.	50 Kop.
Arrangement d. Vortrages	58 „	— „
Bedienung	70 „	— „
Büfett	493 „	70 „
	646 Rbl.	20 Kop.
Reineinnahme:	1272 Rbl.	30 Kop.

Der Vorstand des Frauenvereins drückt hiermit nochmals Herrn Pastor Miller seinen innigsten Dank aus.

Sprechsaal.*)

Aus Baku wird uns aus Arbeiterkreisen geschrieben:

Geehrter Herr Redakteur! Bitte in die nächste Nummer der „K. P." folgendes Schreiben aufzunehmen:

Beim regen Lesen der „K. P." finde ich darin dringende Aufrufe an unsere kaukasischen Deutschen, die Zeitung zu unterhalten, was von großem Nutzen ist für uns Deutsche im allgemeinen und die Kaukasier insbesondere. Um nun den Nichtlesern Interesse oder Lust zu machen zum Zeitunglesen, so will ich hier ein Beispiel erzählen, aus eigner Erfahrung. Im Jahre 1905 habe ich eine Weltgeschichte gekauft, aber wegen Zeitmangel hat das Buch brach gelegen bis 1918, nach dem Türkenbesuch. Da gab es freie Zeit genug, und um die Langweile zu verkürzen, durchsuchte ich meine Bücher und fand die Weltgeschichte, gekauft im Jahre 1905, und fing an fleißig zu lesen. Da erstaunte ich, daß ich bis dahin nicht gewußt hatte, von welch einem großen Volke ich abstamme und zu welchem ich eben gehöre. Ein Drittel des Buches erzählt nur von Deutschtum und Germanismus. Zu bemerken: das Buch ist in russischer Sprache geschrieben. Da fing ich sofort an, Zeitungen und Bücher zu lesen, und habe mich so weit geübt, daß ich Ihnen hier diese Zeilen mitteilen kann. Durch mein fleißiges Lesen der Zeitung habe ich auch den großen deutschen Schriftsteller Schiller gefunden. Und was schreibt Schiller? In einem Satze schreibt er folgendes: Wir sind das Zentrum, wir sind der Stamm, die andern sind die Äste, und wenn der Stamm keinen Saft gibt, so verdorren die Äste.—O, welche Freude erlebte ich da, daß auch ich zu dem Stamm gehöre, dessen Saft die verdorrenden Äste erhält, und alle diese Freude durch's fleißige Zeitungslesen. Darum, liebe kaukasische Deutsche, heute noch fangt an, die Zeitung zu lesen, daß ihr lernet daraus, zu welchem Stamm ihr gehöret, d. h. zu Schillers Stamm, dessen Saft verdorrende Äste ernährt, oder zu einem, der muß abgehauen und im Ofen verbrannt werde n. So sehen wir aus Schillers Schriften, daß Leute, die nichts lesen, nichts lernen, auch keinen Saft haben, d. h. keine Bildung, keine Kenntnisse besitzen, dumme Leute, solches Material bilden, das verbrannt werden muß. Ein Ungeschulter (неграмотный) muß sein Leben durch in der Unwissenschaft verbringen. O bewahre Gott einen jeden Deutschen vor Faulheit! Er bringe jeden zum „Stamm" Schillers, auf daß er lernen möge, um dann auch andere zu belehren, und zum Vorbild werde! Liebe Leser und Nichtleser! Ich hoffe, daß ein jeder von Euch zu Schillers Stamm gehören will und soll, dann werden wir auch schon in den nächsten Nummern der „K. P." lesen, daß täglich Hunderte von neuen Zeitungslesern hinzukommen. Also wolle Gott, daß alle kaukasischen Deutsche „Stämme" werden, dessen Saft verdorrende Äste erquickt d. h. Ungelehrte zum Lernen bringt. Ja wohl!

Hochachtend Jacob Schaube.

Aus Katharinenfeld ging uns folgendes Eingesandt zu (datiert vom. 16. 4.):

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Da es sich augenblicklich um das Erscheinen oder Nicht-Erscheinen der „K. P." handelt, so fühle auch ich das Verlangen, ein paar Worte in dieser Angelegenheit zu schreiben.

Es wurde da angeführt, daß es an Interesse havert. Dies möchte ich nun von vornherein durchstreichen. Denn ich kam im Januar d. J. zurück aus Deutschland, und da wurde ich mit Fragen aller Art so bestürmt, und zwar von mir ganz unbekannten Personen, daß ich — im Gegenteil — nur sagen kann: es ist ein großer Wissenshunger vorhanden.

Aber die Leute sagen alle: Wozu die „K. P." beziehen; die bringt uns doch nichts. Und muß ich offen gestehen, daß sie mir auch sehr unzulänglich erscheint. Ich war im Laufe von 7½ Jahren, die ich in Deutschland verbrachte, an eine gute Zeitung gewöhnt. Deshalb komme ich mir hier als ganz von der Welt verbannt vor. Obgleich dort sehr wenig Interesse für unsern Kaukasus vorhanden war, so erfuhr ich doch mehr davon als jetzt, da ich hier bin.

Sie werden nun fragen, was fehlt denn in der „K. P."? Darauf möchte ich antworten mit der Frage: Warum kommt darin nicht das, was für jeden Kolonisten von großem Interesse ist, z. B.: im „Tifl. List." (Nr. ?) kam ein Artikel, daß wir keine Soldaten zwangsweise stellen brauchen, sondern wer freiwillig gehen will. Ferner sind uns die Wälder abgenommen worden. Da kam auch ein Artikel, daß jeder sein Land behalten darf, u. s. w. und sonst noch vieles, was von großem Interesse für uns Deutsch-Kaukasier ist. Oder ist dies etwa für Armenier oder Tataren etc. wichtiger?

So möchte ich Ihnen nur sagen, wenn die „K. P." derartige Sachen bringt, so bestellt sie sich von selber, denn russische Zeitungen versteht nicht jeder. Deshalb ist man gezwungen, blind in die Welt hineinzuleben.

Es wird immer betont, daß ein Bündnis zwischen unseren deutschen Kolonien bleiben soll, was mich auch hoch erfreuen würde, aber eine Hauptsache bleibt immer aus: Wenn ich mit jemand in Verbindung bleiben will, so ist doch die erste Frage: gibt es einen Postverkehr?! geht die Eisenbahn? was kommt die einzelne Fahrt ungefähr? usw.; aber nichts Derartiges erscheint. Das weiß wohl der Gebildete, oder der selbst damit viel zu tun hat.

An Stelle dieses alles erscheint meistens: Sticheleien, und Streitigkeiten der einzelnen Parteien (siehe unter „Deutsches Leben" Febr. etc.). Von vielen, mit denen ich in Verkehr komme, habe ich schon gehört: „Das ärgert mich jedesmal, wenn ich die „K. P." in die Hand nehme", meistens noch mit einem andern derben Worte bekleidet. Also ist dieser Weg nicht geeignet, das Band der Kolonisten enger zusammenzuziehen, sondern um die „K. P." zu hassen. Ferner würde ich vorschlagen, an Stelle verschiedenartiger Erzählungen etwas für den inneren Menschen zu bringen. Es wäre dies ja Sache der Pastore, aber wenn Sie es wünschen, würde ich persönlich gern damit dienen.

Mit der Bitte nun, mir nicht zu zürnen ob meiner freien Aussprache (ich hasse aber eben jeden Schein), da es mein inniger Wunsch ist, daß wir eine gute Zeitung besitzen, zeichne ich mit ergebenster Hochachtung

Ed. Huber.

---

*) Abteilung für den freien Meinungsaustausch. — Die Schriftleitung.

Herausgeber: Der Z.-V. des Verbandes der transk. Deutschen
Verantwortlich für die Redaktion: Das Redaktionskomitee.

Типографія наслѣдн. К. П. Козловскаго, Головинскій просп., № 12.